

Es glitzert

Erzählungen

Marieke De Maré & Lara Taveirne

An extract

Original title Het glinstert
Publisher Pelckmans, 2025

Translation Dutch into German
Translator Ingrid Ostermann

© Marieke De Maré & Lara Taveirne/Ingrid Ostermann/Pelckmans/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 6-7

ANFANG

Eine Gruppe Menschen steht am Strand.
Alle sehen auf das Meer und schweigen.

Bis eine Frau sagt: „Manchmal wünschte ich, mein Rückgrat wäre so stabil, dass es möglich wäre, eine Leiter daran anzulehnen, auf der jemand hinaufsteigen könnte, an meiner Hüfte entlang, an meiner Geschichte vorbei. Oben, über meinen Kopf hinweg würde jemand dann rufen: *Ich stehe auf einer Leiter an ihrem Rückgrat!* Andere würden mich ansehen und denken, ich sei stark, ohne Sorgen, glücklich, wüsste nicht, wie schwer es ist. Alle würden eine Leiter an mich anlehnen wollen. Nur ab und zu würde ich fragen: *Wenn du auf meine Geschichte steigst, darf ich dann auch mal auf deine steigen?*“

Eine andere Frau am Strand räuspert sich.
Ein Junge fährt sich mit der Hand durchs Haar.
Der Mann, der die Badekappe schon auf hat, fragt: „Geht es dir gut?“
„Es geht“, sagt die Frau.

Mittlerweile bewegt sich die Gruppe auf nackten Füßen auf die Flutlinie zu. Sie kommen von weiter weg, aus einer Stadt, in der kleine Lichter hinter Fenstern glitzern wie Gedanken, die nicht ruhen wollen. Wo sich Stimmen endlos vermischen mit den Geräuschen der Stadt.

Manchmal hakt sich jemand bei jemand anderen unter, wird eine Hand sanft auf eine Schulter gelegt, dauert ein Blick länger als gewollt. Dort, an der Grenze des Wassers, suchen sie, nach etwas, für das es keine Worte gibt.

Die Wellen nähern sich ihren Zehen.

„Wer geht als Erstes rein?“

Sie zählen ab. Drei, zwei, eins.
Sie laufen los.

Das Wasser spritzt wild um ihre Beine.
Bis jemand das Gleichgewicht verliert und strauchelt.

Sie kreischen alles heraus.

Heute trägt sie das mächtige Meer.

GIBT ES ETWA ETWAS, DAS DIR NACHTS NICHT ENTGEHEN SOLL?

Myrre kann ihre eigenen Krapfen nicht leiden.

Den Geruch, das Frittieren, das Fett, das in ihrem Hals haften bleibt, es ist, wie wenn ihr Körper etwas Unverdauliches abstoßen würde. Doch gerade das, was sie verabscheut, scheinen andere himmlisch zu finden.

Ich höre sie rufen: „Frittierte Hefekrapfen, gut für die Gesundheit“ und „Fettige Krapfen zu verkaufen“ und begeben sich sogleich zu ihrem Stand.

Vor mir stehen zwei andere an. Ein Junge. Hinter ihm eine alte Frau.

„Wie viele möchtest du?“

„Ein Dutzend“, sagt der Junge.

Myrre schippt zwölf frische Krapfen in eine spitze Papiertüte und streut Puderzucker obenauf.

„Hier, das macht dann 15 Euro. Isst du die alle alleine auf?“

„Ich will wohl teilen“, sagt der Junge. Er reicht Myrre einen Zehn- und einen Fünf-Euroschein herüber.

„Bitte schön.“

„Sehr höflich, danke dir, mein Junge. Übrigens, was ist mit deinen Augen? Die sind so gerötet.“

Ich hab was an meinen Augen“, sagt er.

„Ja, das ist wohl zu sehen.“

Inzwischen haben sich neue Leute hinter mir angestellt. Sie reiben sich die Hände, ihre Augen glitzern vor Verlangen. Fast alle treten ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, sie schauen auf die dampfenden Krapfen, schmecken nahezu den Zucker auf ihren Lippen.

Myrre lässt die Gebäckzange sinken, stützt die Brüste auf den Tresen, streckt eine Hand nach dem Jungen aus und fasst ihn am Kinn.

„Keine Angst, lass mich mal gucken.“

Sie sieht ihm in die Augen, zieht seinen Kopf am Kinn langsam von links nach rechts. Schiebt sein Kinn hoch und herunter.

Dann zieht sie ihre Hand zurück und sieht den Jungen ernst an.

„Ich weiß, was du hast“, sagt sie. „Hat dir schon mal wer gesagt, dass du mit offenen Augen schläfst?“

„Nein.“

„Gibt es etwa etwas, das dir nachts nicht entgehen soll?“

Myrre lacht.

„Geh mal mit deinen Eltern zum Arzt.“

„Hab ich nicht, Eltern.“

Stille.

Myrre sieht zu der alten Frau, zu mir, zu all den anderen in der Schlange vor ihrem Stand. Sie hält die Gebäckzange wieder hoch.

„Warte“, sagt sie.

Sie füllt noch ein Dutzend Krapfen in eine Papiertüte und streut Puderzucker obenauf.
„Hier“, sagt sie „du bekommst eine Tüte gratis von mir dazu.“
„Echt?“ sagt der Junge.
„So sieht’s aus“, sagt sie.

Der Junge geht mit blutunterlaufenen Augen und zwei Papiertüten, die er kaum tragen kann, über den Platz, zu einer Gruppe von Kindern und zwei Betreuern, die auf ihn warten.

Ich höre und sehe, wie sie johlen, als sie den Jungen ankommen sehen.

Jahrmarkt ist immer etwas Besonderes.
Myrre lacht und ruft: „Der Nächste.“

Die alte Frau ist dran.

„Was darf es für Sie sein?“
„Eine gratis Tüte. Ich habe auch keine Eltern mehr.“

MEHL, ZUCKER, EI

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich dir das erste Mal begegnete.

Wir kamen aus unterschiedlichen Richtungen aufeinander zu, kreuzten einander nicht, denn wir blieben beide unvermittelt stehen.

Wir suchten nach dem Schlüssel, fanden ihn, und steckten ihn ins Schlüsselloch und sahen noch einmal auf.

Du nach links. Ich nach rechts.

„Bist du meine neue Nachbarin?“

Wir sagten nicht viel.

Außer, dass du auf mich und ich auf dich zählen konnte, falls mal was sein sollte. So machen wir's. Ohne Vertrag.

„Schon mal vielen Dank im Voraus“, rief ich noch, schon halb drinnen, nur den Kopf noch draußen, „es passiert nämlich bestimmt mal, dass ich dringend ein Ei brauche.“

Das, was folgte, wurde unsere Geschichte.

Wie du mir geholfen hast, meine Monstera umzustellen.

Wie ich über deine Mauer klettern durfte, als ich meinen Schlüssel vergessen hatte.

Wie du mir zuwinktest.

Wie du mir sagtest, dass die Sonne aufgeht.

Wie du mich anrufst, um zu fragen, ob alles okay sei.

Wie du zu mir sagtest, dass wir einander seltener sehen würden, jetzt, da es Winter werde. Wie du gestreut hast.

Auch vor meiner Tür.

Ohne die Wand zwischen uns, würden wir vielleicht Rücken an Rücken sitzen, ohne die Wand zwischen uns, säßen wir zusammen in einem Wohnzimmer, in einer Kombination aus meinem modernen Sofa und deinem braunen Kiefernholzschrank.

Und wir lachten, weil es wahr war, weil wir

— getrennt durch die Steine — so verschieden waren.

Wie kannten einander und wir kannten einander nicht.

Doch ich war da. Und du warst da. Und manchmal machten wir den Unterschied. Füreinander.

Und für die Pfannkuchen.

KLEINES TIER

Ich kenne eine Mutter, die oftmals am Ende des Tages mit der Kälte unter ihrer Decke zu kämpfen hat.

Sie zittert dann und zieht die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf sich.

„Mach nicht so ein Drama“, sagt er.

Das macht sie aber wohl.

Denn ihr ist kalt und manchmal auch bange.

Bange, dass das Härchen an ihrem Kinn, der Anfang eines Bartes sein könnte.

Bange, dass der Waran des Nachbarn über den Balkon klettern könnte. Bange, dass sie sich eine Krankheit eingefangen haben könnte. Bange, dass jemand sagen könnte: „Tut mir leid, nicht mehr vorrätig.“ Bange, dass alle ihren Achselschweiß riechen könnten. Bange, wegen eines Gewitters.

Bange, im Schlaf einen Namen zu nennen.

Bange, die Kinder könnten nicht nach Hause kommen.

Bange, weil die Katze nie dankbar zu sein scheint.

Am Anfang der dunklen Nacht fragt sie sich, was sie eher ist: Kind, Frau, Mutter.

Er nimmt sie dann in den Arm.

„Du bist ein kleines Tier“, sagt er.

„Ich bin bang vor kleinen Tieren mit stacheligem Fell.“

Seine Hand liegt auf ihrem Bauch.

Sie hört wie er atmet, wie ein großes Tier.

„Ein hübsches, kleines, tadelloses Tier, ohne stacheliges Fell bist du.“

Sie schließt die Augen. Vielleicht, denkt sie, ist bange sein einfach ein anderes Wort für Leben.

Kürzlich erzählte sie mir, sie müsse vor dem Einschlafen auch oft an ihre Abweichung denken, die zwei tiefen Dellen in der rechten Pobacke, und an das Konfetti, das sie darin aufbewahrt, für den Fall, dass es mal etwas zu feiern gibt.

Ich fragte: „Alles okay?“

Wir lachten.

Lange, aus vollem Hals, mit Tränen.

BOMBE HIER, BOMBE DORT

Auf einer Wiese stehen Kinder in einer Reihe.
Zwei Ticker stehen im freien Feld, ihre langen Schatten auf dem Gras.
Sie spielen *Bombe hier, Bombe dort*.

Bombe hier, Bombe dort ist ein Spiel mit Grenzen. Es gibt zwei Linien, zwanzig Schritte auseinander. Zwischen den beiden Linien ist das Niemandsland. Die Gruppe läuft von der einen Linie zu der anderen, und im Niemandsland stehen zwei Ticker. Sie sind die Bomben. Eine hier und eine dort. Wenn du angetickt wirst, bedeutet das, dass du von einer Bombe getroffen wurdest. Du musst dich hinlegen und so tun, als wärst du nicht mehr da. Das Spiel ist zu Ende, wenn alle tot sind. Es ist ein lustiges und simples Spiel.

Die Ticker warten voller Spannung darauf, dass die anderen Kinder losrennen. Das Gras wird plattgewalzt.
Sie schreien, sie toben.
Auch die Ticker rennen los, in das Land zwischen alles oder nichts.
Wenn du angetickt wirst, musst du dich fallen lassen. Auf den Boden.

Manche Kinder sind richtig gut im Totumfallen.
Einige tun sich hervor, indem sie so tun, als würden sie zerfetzt.

*Da liegst du also, mit offenen Augen,
und spielst tot zu sein,
spielst Tod.*

Kurz darauf, wenn der am längsten Überlebende das letzte Mal die Grenze erreicht, liegt der Boden voller Toter.

Es gibt einen Gewinner.

Alle Toten werden wieder lebendig.
„Gratuliere“, ruft jemand.
„Glückspilz“, ruft jemand anderes.

„Nochmal!“

Es liegt etwas in der Luft, von dem was war,
die Erinnerung daran, wie es war, tot zu sein,
hinzufallen und wieder aufzustehen,
zu vergessen und doch nicht.

WINKEN

Es gibt Tage, an denen ich allen zuwinken möchte und mich frage, warum ich es nicht tue. Jemanden zuwinken geht so: die Hand aus dem Handgelenk mehrere Male von links nach rechts hin- und herbewegen. So ziehst du die Aufmerksamkeit des oder der anderen auf dich, und fast immer bringt das ein Lächeln mit sich. Eine kleine Bewegung des Handgelenks und die Mundwinkel gehen nach oben. Unser Körper ist gut gemacht. Du solltest es mal versuchen. Winken scheint irgendwann im Mittelalter entstanden zu sein, da die Ritter das Visier ihres Helms aufklappen mussten, um in Kontakt treten zu können und diese Bewegung ähnelte dem heutigen Winken. Auch habe ich mal irgendwo gelesen, dass früher jemanden zuwinken zu erkennen gab, dass man keine Waffe in der Hand hält. Es macht mich melancholisch und ein kleines bisschen glücklich, dass wir uns hier einfach zuwinken können.

Kürzlich musste ich an einem Zebrastreifen für einen Lehrer anhalten, der mit seiner Klasse das sichere Überqueren einer Straße übte. Ich hörte, wie er zu den Schulkindern sagte, dass sie mir beim Hinübergehen zunicken sollten. Ich sah in dreiundzwanzig Paare Kinderaugen und mir wurde dreiundzwanzig Mal zugenickt. Von schüchtern bis ziemlich verwegen. Es war auch ein Mädchen dabei, das mir die Zunge herausstreckte.

Ich frage mich, wie es wäre, wenn das Zuwinken jeder x-beliebigen Person, die du kreuzt oder an der du vorübergehst, genauso wichtig wäre, wie beispielsweise eine Geschwindigkeitsbegrenzung einzuhalten. Doch aufgepasst, es würde auch Tage geben, an denen ich nicht winken, sondern auf die Regeln pfeifen würde, ich lieber ein Bußgeld in Kauf nehmen würde, als vorzutäuschen glücklich zu sein, solche, an denen ich lieber eine Haube über meinen Kopf ziehen würde, um unerkannt durch mein Viertel zu radeln, auf dem Weg irgendwohin, wo ich nicht sein will.

Es wäre dann beruhigend, wenn die anderen sich sehr wohl an die Regeln halten würden, und alle, die mir begegnen, mir eben doch zuwinken, ihre Augen Kontakt suchen würden, ich ihre Mundwinkel nach oben gehen, oder jemand auch mal eine Faust ballen sehen würde, weil ich mich nicht an die Regeln halte, und ich mich dann ergeben und zurückwinken würde und auf der kurzen Fahrt von hier nach dort wieder lachen und fühlen würde, dass ich existiere.

Ich würde es schon mal versuchen wollen, zunächst bei uns im Viertel, bis sie aus der ganzen Welt voller Verwunderung zu uns kämen, um zu sehen, wie wir hier einander zuwinken.

HELDEN AUF EINEM ROLLER

Sie sind zu dritt. Alle drei haben eine aufgeplusterte Jacke voller Daunen an. Sie steht in der Mitte und umklammert den Jungen, der den Roller lenkt. Er hält sich kerzengerade, sein Haar ist abrasiert, sein Gesicht von entzündeten Pickeln überzogen. Sie hat lange Locken, was ihr nicht gefällt, denn sie hat sie straff zusammengebunden. Sie wird von dem Jungen, der hinter ihr steht, umklammert.

Er hat sein Gesicht an dem kleinen bisschen Hals oberhalb ihrer Daunenjacke vergraben.

Es nieselt. Wie ein einziger Körper rauschen sie vorbei.

Ein sonderbares Wesen in Eile.

Das Mädchen führt das Wort. Ich fange nur einen Fetzen auf.

Ein kleines Stück Geschichte. „Der Mistkerl soll bloß nicht glauben, dass ich ihm jemals verzeihe!“ Manchmal braucht eine Geschichte nicht viele Worte. Die Rollen sind verteilt. Diese Jungs in ihren aufgeplusterten Jacken sind die Helden. Sie haben das Mädchen aus den Klauen des Mistkerls gerettet.

Ich möchte diese Jungs warnen. Sagen, dass das Herz dieses Mädchens offensichtlich noch dem Mistkerl gehört, weil noch so viel Leidenschaft durch ihre Wut hindurch klingt. Ich will sagen, dass sie sich mit ihrem rasanten Roller noch so sehr beeilen können, das Mädchen wird doch in *no time* wieder bei dem Mistkerl vor der Tür stehen. Weil sie will, dass er sorry sagt. Das Sorry wird sie nicht kriegen, weswegen sie dann selbst sorry sagen wird. Die Jungs werden eifersüchtig werden und darum selbst Mist machen. Vielleicht geht es sogar schon davor schief. Weil der Junge am Lenker auch mal an dem Stückchen Haut an ihren Hals riechen möchte. Oder weil der Junge hintendrauf auch mal lenken will, um zu zeigen, wie schnell er sich traut, durch die Kurven zu fahren.

Ein Stück weiter vorn fährt ein Frachtschiff auf dem nebelverhangenen Kanal vorbei. Der Roller und seine Bewohner müssen deswegen warten. Von der geöffneten Brücke tropft es. Auf dem Deck parken zwei Autos: ein gelbes Tretauto und ein echtes in Silber. An den Schlagbäumen blinken rote Lichter, wie auf dem Jahrmarkt. Genau wie die drei muss auch ich wegen des träge vorbeifahrenden Schiffs warten. Alle drei haben einen Fuß auf dem Boden, den anderen auf dem Roller.

Der hintere Junge verbirgt noch immer sein Gesicht im Kragen des Mädchens.

Doch dann steigt das Mädchen ab. Sie fasst den Jungen bei den Schultern und sagt: „Der Mistkerl hat kein Recht, dich so zu demütigen.“

Ich habe die Geschichte falsch verstanden. Nicht sie, sondern der Junge hinten auf dem Roller ist das Opfer des Mistkerls.

Jetzt, da sie einander gegenüberstehen, fällt mir auf, dass sie die gleichen Locken haben. Auch wenn er sie mit mehr Stolz trägt als sie. Bruder und Schwester. Ohne Zweifel.

Da der Bruder zu traurig und zu gekränkt ist, um wütend zu sein, hat sie das für ihn übernommen. „Den machen wir fertig!“, ruft sie, in Turnschuhen mit dicker Sohle tritt sie in die Luft.

Der Junge am Lenker sieht sich gezwungen einzugreifen. Er legt den Roller vorsichtig hin und umarmt das Mädchen, sein Mädchen.

Er streicht über ihren Daunenrücken. Seine Arme sind genau richtig, sie beruhigt sich sogleich.

„Aber wir müssen doch etwas machen?“, sagt das Mädchen.

Sie weint fast. „Er darf meinen kleinen Bruder doch nicht einfach ...“

„Ja, aber nichts überstürzen. Wir lassen uns erst noch ein bisschen durchpusten.“

Er stellt den Roller wieder auf und wie von selbst nehmen alle ihre Plätze wieder ein. Er am Lenker. Sie in der Mitte. Der traurige Junge hintendrauf, das Kinn im Kragen seiner Schwester.

Als das Klingelzeichen ertönt und sich die Schlagbäume öffnen, manövrieren sie sich zusammen durch die vielen Fahrräder hindurch.

Sie reißen aus. Lassen sich durchpusten.

Gegen diese drei kommt kein Mistkerl an.

NEUE NIERE

Ihre Haut glüht.

Sie macht den Küchenschrank auf, in dem die Tabletten stehen, Reihe um Reihe kleine Zusagen, dass ihr Körper, mit ihrem neuen Organ zusammenbleiben wird. Pantoprazol schützt ihren Magen, Nystatin nimmt sie gegen Pilzinfektionen, Aspirin verdünnt das Blut, Moxonidin, Aldactone, Nebivolol, Zanipress und Terazosin wirken gegen hohen Blutdruck, während Simvastatin ihren Cholesterinspiegel senkt. Softacort nimmt sie zur Behandlung entzündlicher Erkrankungen der Bindehaut. Advantan zur Unterdrückung der Immunreaktion. Cortrim und Zovirax muss sie drei Monate lang vorbeugend gegen bakterielle beziehungsweise virale Infektionen schlucken. Lebenslang muss sie CellCept und Advagraf einnehmen, gegen Abstoßung. Amitriptylin zur Vorbeugung von Spannungskopfschmerzen, Lyrica und Mirtazapin um depressive Verstimmungen zu vermeiden und überreizte Nerven im Hirn zu beruhigen. Paracetamol, ebenfalls lebenslang.

Sie schluckt. Die erste Tablette des Tages.

Sie denkt: mein Körper ist eine sorgfältig eingestellte Maschine, jede Tablette sorgt dafür, dass sich alle Rädchen weiterhin drehen. Da ist kein Raum für Versagen, für Pausen, da ist nur Raum für die langsame Kadenz des Überlebens.

An manchen Tagen fühlt sie sich wie eine Marionette, geführt von Milligramm und Stundenschlägen.

Der Faden, der sie aufrecht hält, ist ziemlich dünn.

Obwohl.

Gestern schrieb sie eine Karte an die Familie des oder der Gestorbenen, von der oder dem sie die Niere bekam.

Heute wird sie sie noch einmal lesen, wenn es passt, wird ihr Mann sie heute zur Post bringen.

Sie streichelt der Katze über den Kopf,
setzt sich an den Esstisch,
nippt an ihrem heißen Tee,
und liest:

Du bist nicht mehr da. Doch ein Teil von dir lebt nun in mir fort. Ich weiß nicht, wer du warst, wovon du träumtest, was dir Angst machte. Ich weiß, dass ich atme und, dass du das nicht mehr kannst.

Wenn ich könnte, würde ich deinen Liebsten sagen, dass du dich noch bewegst, still und ohne Worte, mit jedem Schritt, den ich tue. Ich danke dir.

Sie nimmt die nächste Tablette.

Und die nächste.

Und die nächste.

Der Text passt noch nicht ganz, findet sie.

Sie legt ihren Kopf behutsam auf den Tisch.

Auch so kann Dankbarkeit aussehen.

Oder Weiterleben sich anfühlen.

Ihr Mann kommt ins Zimmer.
Sie hat heute viel Post bekommen.
Briefe, Karten.
Es wurden auch Blumen abgegeben.
Und ein Paket. Mit einer Niere aus Plüsch darin.

BLUE

In einem beschmierten Wartehäuschen sitzen drei Menschen aneinandergedrängt auf einer Bank. Ein älterer Mann, eine ältere Frau und zwischen ihnen eine junge Frau.

Ich atme durch den Mund, damit ich den Uringeruch nicht riechen muss. Ich stehe halb drinnen, halb draußen auf dem Ausguck, um zu schauen, ob der Regen schon vorübergezogen ist. Die drei auf der Bank scheinen auf nichts zu warten.

Die ältere Frau spricht. Sie ist ihre eigene Lachkonserve. Ich überlege, ob ich das nun traurig oder mutig finden soll.

Der Mann versucht, die Plastikhülle von einem Frangipane-Keks aufzuknibbeln. Die junge Frau hilft ihm, weniger aus Gutherzigkeit, eher weil sie das nervöse Knistern nervt. Mit einem beherrzten Griff reißt sie die Verpackung auf, doch den Keks gibt sie ihm erst, nachdem sie davon selbst ein großes Stück abgebissen hat.

Um den süßen Bissen herunterzuspülen, holt sie eine Dose Bier aus der Tasche, die zu ihren Füßen steht. Ein Klickgeräusch erfüllt den kleinen Raum.

Die ältere Frau schreckt auf: "Häh, seit wann werde ich nicht mehr bedient, Aliciachen?"

Ich strecke meinen Kopf so weit wie möglich nach draußen, damit es nicht so aussieht, ich würde sie belauschen, doch es ist so gut wie unmöglich, ihrem Gespräch nicht zu folgen. Sie reden eindringlich und laut miteinander, übertönen problemlos das Rauschen des strömenden Regens.

Die junge Frau ist gestern dreißig geworden.

Der Mann und die Frau machen Jubel-Geräusche.

„Dreißig“, wiederholt die ältere Frau und ich bin mir sicher, dass sie an die Frau zurückdenkt, die sie mit dreißig war. „Mit dreißig ist noch alles möglich.“

Es wird angestoßen. Schaum schwappt über den Rand.

„Hast du dir ein Geschenk gemacht, Aliciachen?“ will der Mann wissen.

Wenn ich Geburtstag hatte, formulieren Leute die Frage anders, überlege ich. Sie fragen: "Hast du Geschenke bekommen?"

Alicia hat sich nicht selbst beschenkt. Eine traurige Sache, finden der Mann und die Frau, was sie durch viele Ahs und Ohs zum Ausdruck bringen.

Alicia unterbricht sie. „Ich habe nichts gekauft, weil ich auf etwas spare.“

Die Frau vermutet auf eine Reise in ein warmes Land, wo muskulöse Männer am Pool liegen. Wie von selbst springt die Lachkonserve an.

Doch dann nehme ich eine spürbare Spannung hinter mir wahr, so durchdringend wie der Uringeruch.

Alicia will keine Lachkonserve, sie ist todernst.

Das Lachen verstummt. Hat die Frau selbst gemerkt, dass es unpassend war, oder hat der Mann sie geknufft? Wie auch immer, hustend macht sich auf die Suche nach dem ernstesten Klang ihrer Stimme

„Du sparst also auf etwas, Aliciachen?“

Ich höre wie Alicia auf der Bank nach einer anderen Haltung sucht. Dann sagt sie: „Einen neuen Namen. Ich spare auf einen neuen Namen.“

Das ist großartig, finden der Mann und die Frau. Viel besser als muskulöse Männer an einem Pool.

[106] „Ich will nichts mehr mit meinem Vater zu tun haben.“

Dafür hat die Frau Verständnis. „Ich kenne deinen Vater zwar nicht, Aliciachen, aber diese Sorte kenne ich zur Genüge.“

„Ich lasse nicht nur meinen Nachnamen, sondern auch meinen Vornamen ändern.“

Es wird auf die Knie getrommelt.

„Und hast du dir schon einen neuen Namen überlegt?“

Jetzt kann ich mich nicht länger zurückhalten. Diesen Moment will ich nicht verpassen. Ich sehe mich um.

Alicia setzt sich aufrechter hin. Erst guckt sie noch etwas unbehaglich auf ihre gefütterten Stiefeletten, doch dann sieht sie auf. „Blue.“

Der Mann und die Frau wiederholen ihren neuen Namen.

Blue.

Um sich daran zu gewöhnen.

Blue.

Um ihn sich anzueignen.

Blue.

Sie finden ihn famos.

„Das große B am Anfang ist ein schöner Buchstabe“, findet die Frau.

„Und Blue kann man sich gut merken“, findet der Mann.

Beide sehen die junge Frau an, die zwischen ihnen sitzt.

Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich denken, dass da ein Vater, eine Mutter und eine Tochter sitzen.

Und, dass die Eltern stolz auf sie sind.

In der Stille, die folgt, träumen wir alle vier von einem neuen Anfang. Eine Geschichte, die mit einem stahlblauen Himmel beginnt. Am Himmel ist kein Wölkchen.

MÄCHTIGES MEER

Wenn ich mitten in der Stadt auf einer Bank sitze, denke ich manchmal, dass alle verwirrt sind. Eine Frau ruft ihr Kind. Ein Mann in einer schmutzigen Jacke schaut um sich herum, als wüsste er nicht mehr, wohin er ging. Ich höre das Schlurfen von Füßen, auf einem Balkon fragt sich eine Frau: Habe ich etwas fallengelassen? Ein Fahrrad schlingert vorbei, die Klingel klingelt, nur niemand sieht auf. Ein paar Meter weiter steht eine Frau mit einem leeren Karton in der Hand, doch sie schaut hinein, als wäre etwas darin. Sie zuckt mit den Schultern und schaut noch einmal in den Karton, als wolle sie sich selbst davon überzeugen, dass er doch nicht leer ist. Ein Hund läuft vorbei, er hat einen Hut auf. Weiter hinten auf dem Platz sitzt eine Gruppe Jugendlicher, sie alle haben einen Löffel in der Hand, doch es gibt nichts zu essen. Einer rührt mit dem Löffel in der Luft herum, macht aus seinen Gedanken Suppe.

Ich sehe Menschen suchen.

Alle suchen sie.

Das Suchen schwillt an. Durch Straßen, über Plätze, durch versteckte Gassen, über kleine Märkte, an Geschäften vorbei, durch Tore, über Brücken, entlang von Parks, durch schmale Straßen, die wie Adern bis an den Rand des mächtigen Meers führen.

Eine Frau zwickt mich in den Arm.

Ich erschrecke.

„Wo sind denn alle?“ fragt sie.

Ich sehe auf meine Füße am Boden.

„Wir sind hier“, sage ich.

Von Marieke De Maré

ANFANG

GIBT ES ETWA ETWAS, DAS DIR NACHTS NICHT ENTGEHEN SOLL?

MEHL, ZUCKER, EI

KLEINES TIER

BOMBE HIER, BOMBE DORT

WINKEN

NEUE NIERE

MÄCHTIGES MEER

Von Lara Taveirne

HELDEN AUF EINEM ROLLER

BLUE
